Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT"

Nr. 3 — Lemberg, am 1. Heuert (Juli) — 1928



2. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Schwester Carmen gab ihm gewissenhaft Auskunft, nur von der vorangegangenen Unterredung schwieg sie.

Der Arzt untersuchte die Kranke eingehender und nickte befriedigt.

„Die beunruhigenden Symptome sind alle beseitigt — ich hoffe, daß Sie in der nächsten Woche versuchen können, aufzustehen. Aber bitte, bis dahin äußerste Ruhe — keine Erregung — nicht viel sprechen."

Er reichte der jungen Frau die Hand und schritt zur Tür. Es warteten noch viele Kranke auf ihn, und er konnte den einzelnen nur kurze Zeit widmen.

Kurz vor der Tür wandte er sich noch einmal um.

„Schwester Carmen —"

„Herr Professor —"

„Auf Nummer 35 ist eine Schwerkranke eingeliefert worden. Wollen Sie, bitte, von heute ab die Pflege übernehmen."

„Herr Professor, Sie wollen mir Schwester Carmen nehmen?" rief Frau Brinkmann erschreckt von ihrem Bett aus dazwischen, „das dürfen Sie mir nicht antun."

Der Professor zog die Brauen zusammen.

„Eine Schwester ist Gemeingut, liebe Frau," beschied er sie kurz. „Sie bedürfen der anhaltenden Pflege nicht mehr; die diensthabende Schwester wird Ihre Wünsche vollkommen befriedigen. Empfehle mich."

Damit ging er, ohne eine Erwiderung abzuwarten, hinaus.

Frau Brinkmann brach in Tränen aus und Schwester Carmen hatte Mühe, sie zu trösten. Es tat ihr selbst leid, die junge, unglückliche Frau, für die sie von Anfang an eine aufrichtige Sympathie empfunden hatte, gerade jetzt verlassen zu müssen. Denn sie fühlte es wohl, daß ihr tröstendes Zureden, das Bewußtsein der Mitwissenschaft ihrer Schuld, einen heilsamen Einfluß auf die Genesende ausüben würde. Doch mußte sie sich den Bestimmungen ihrer Vorgesetzten fügen, und der Professor hatte mit dem Ausspruch, daß eine Krankenpflegerin Gemeingut wäre, nur allzu recht. Sie durfte nicht einer allein gehören, gehörte sie doch nicht einmal sich selbst. Das brachte ihr Beruf nun einmal mit sich.

Sie war aber noch nicht abgestumpft, und ihre persönliche Anteilnahme an ihren Pflegebefohlenen nahm sie stark in Anspruch. Ihre gesunde, frohe Lebensauffassung half ihr über die Klippen, die das Kennenlernen menschlichen Elends und menschlicher Schuld für ihr heiteres Gemüt bildete, hinweg. Trotz eines anfänglichen seelischen Unbehagens fand sie ihren Frohsinn schnell genug wieder, besonders wenn neue Eindrücke die alten verwischten. Nur Frau Brinkmanns Geschichte hatte eine nachhaltigere Wirkung. Ihre Gedanken beschäftigten sich viel mit ihr, und wenn sie in der Folgezeit irgend ein paar Minuten erübrigen konnte, suchte sie sie auf, was Frau Brinkmann jedesmal mit innigem Dank und starker Freude aufnahm.

Dann kam der Tag, an dem Frau Brinkmann aus dem Krankenhause entlassen wurde und von ihrer treuen Pflegerin Abschied nahm. Die beiden Frauen drückten sich bewegt die Hände und sprachen von einem Wiedersehen. Wann, wo und wie, wußte freilich keine von beiden.

II.

Der duftige grüne Schimmer des Vorfrühlings lag über den Bäumen und Sträuchern des Parkes von Schloß Ulmenhorst. Es war ein ziemlich frischer, aber sonniger Apriltag.

Den breiten Parkweg, der vom Walde her auf das Schloß führte, ritten zwei schlanke, vornehme Gestalten, eine junge Dame in tadellos sitzendem Reitkleid und ein eleganter, schneidiger Kavalier, dem man unschwer den früheren Offizier ansah.

In langsamem Schritt gingen die prächtigen Rassepferde, den Kopf stolz auf- und abwippend, dicht nebeneinander.

„Das war wirklich eine famose Ueberraschung, verehrte Kusine, daß ich dich zu Pferde im Walde traf," sagte der Reiter jetzt, sich ein wenig seiner Partnerin zuneigend und ihr mit leidenschaftlich zärtlichem Ausdruck in das blühende, sonnige Gesicht sehend. „Also das Reiten hast du doch noch nicht verlernt."

In den Augen der Dame blitzte ein schalkhafter Uebermut auf.

„Wie du dich überzeugt hast, nein, lieber Vetter," antwortete sie.

„Reitest du täglich um diese Stunde aus, Carmen?" fragte er.

„Ich reite, wenn ich Lust habe, und binde mich nicht an die Stunde," gab sie ihm zur Antwort.

„Hm," machte er, „es wäre doch nett, wenn wir öfter zusammen reiten könnten. Meinst du nicht?"

„Gewiß — vielleicht fügt es der Zufall wieder," sagte sie leichthin.

„Nein, mache es nicht vom Zufall abhängig, sondern laß es uns lieber besprechen."

„Bewahre," rief sie jetzt abwehrend, „das geht nicht."

„Und warum geht es nicht?" forschte er, seine blitzenden Augen voll auf ihr ruhen lassend.

„Du bist komisch, Edgar — was sollten wohl die Leute davon denken?"

„Die Leute? Ja, welche Leute meinst du denn? Die paar Bauern, die uns begegnen? Du willst nur nicht, sage es doch kurz heraus."

Das letzte klang etwas gereizt.

„Nun gut — ich will nicht," antwortete sie.

Auf seinem Gesicht flackerte eine Röte auf.

„Du kannst bis zum Wahnsinn quälen, Kleine. So lange du wieder auf Ulmenhorst bist, quälst du mich."

„Dagegen gäbe es ein probates Mittel," erwiderte sie mit einem neckenden Seitenblick.

„Welches?"

„Du meidest meine Nähe."

„Carmen!"

Sein Pferd machte einen kleinen Seitensprung, da er die Zügel zu stramm angezogen hatte.

Carmen aber lachte ihr bestrickendes, perlendes Lachen, das ihn jedesmal in einen leidenschaftlichen Taumel versetzte.

„Weißt du auch, daß du ein gefährliches Spiel mit mir treibst, Carmen?" fragte er, wie trunken von ihrer Schönheit, dem prickelnden Lachen und dem neckischen Reiz ihres Wesens. „Du bist zu betörend schön dazu, schöner als alle Frauen, die mir bisher begegnet sind."

Ihr Lachen verstummte, und sie machte eine unmutige Bewegung.

„Verdirb uns den schönen Morgen nicht durch deine Kurmachereien, Edgar."

Wie ein kalter Wasserstrahl fielen diese Worte auf sein leidenschaftliches Empfinden.

„Willst du mich denn niemals ernst nehmen, Carmen?" fragte er.

„Wer nimmt dergleichen ernst," erwiderte sie mit leichtem Achselzucken.

„Hör einmal — du —," er hielt sein Pferd an und zwang auch das ihre zum Stehen. „Bin ich überhaupt ein Mann für dich oder nicht?"

Sie sah ihn belustigt an.

„Du bist mein Vetter; das ist etwas ganz Besonderes — freue dich darüber."

„Den Teufel," brummte er ärgerlich und durch ihren Spott verletzt, „ich wünschte dir ein Fremder zu sein, da die Vettern als Männer für dich nicht in Betracht zu kommen scheinen."

„Natürlich nicht," gab sie übermütig und das Wortgeplänkel heiter verfolgend zu, „am allerwenigsten aber mein schöner Vetter, Graf Edgar Laßwitz auf Frankenstein, von dem die Sage geht, daß er allen schönen Frauen auf Tod und Leben den Hof macht."

„Pah," machte er verächtlich, „ist dir der Klatsch auch zu Ohren gekommen? Man verleumdet mich nur und ich bin besser als mein Ruf, glaube es mir. Ich genoß mein Leben ein wenig und amüsiere mich gern — voilà tout, und sonst — was jene Frauen anbetrifft — sie gaben mir freiwillig und unverlangt ihre Liebe. Was kann ich dafür?"

Sie drohte ihm scherzhaft mit dem Finger.

„Man heißt doch nicht umsonst der ‚tolle Graf'."

„Ach was —," machte er abwehrend — „mein Herz war bei solchen Angelegenheiten nie beteiligt, und ich schwöre dir, daß du die Erste bist, um die mein Herz wirbt."

Wieder lachte sie hell auf und sah ihn neckend von der Seite an:

„Wie viele Frauen haben diesen Schwur wohl schon anhören müssen! — Na, laß gut sein, Edgar, darum keine Feindschaft! Aber offen gesagt: Ich finde unseren verwandtschaftlichen Verkehr viel netter. Laß es doch dabei."

Er biß die Zähne aufeinander.

Mußte sie sich denn immer über ihn lustig machen? Merkte sie wirklich nicht, daß er mehr für sie empfand, als verwandtschaftliche Zuneigung, daß er bis über beide Ohren in sie verliebt war? Oder tat sie nur so, wollte sie ihn quälen, mit ihm kokettieren? Anscheinend lag das Quälen in ihrer Natur. Er, der verwöhnte, blasierte Frauenliebling, dem die anerkannt schönsten Frauen der Welt ihre Liebe gegeben hatten, stieß hier auf einen unvermuteten Widerstand. Er war es gewohnt, schneller und sicherer zu siegen. Daß es ihm hier schwerer gemacht wurde, reizte sein Begehren zu leidenschaftlicher Glut. Sein Selbstgefühl, seine Eitelkeit und Unwiderstehlichkeit hatten einen empfindlichen Stoß erhalten. Hatte er wirklich die Macht über Frauenherzen, die beinahe sprichwörtlich geworden war, verloren? Nein — er kannte seinen Einfluß und seine Macht zu gut — es lag nicht an ihm, sondern an ihr. Er mußte eben schärfere Mittel anwenden, vielleicht eine andere Taktik verfolgen. Sie sträubte sich nur noch, vielleicht aus herbem Mädchenstolz oder aus Uebermut. Er war töricht, ihren Spott ernst zu nehmen.

Er drängte sein Pferd jetzt nahe zu ihr und beugte sich zu ihr hinüber, ihr von unten herauf in die Augen sehend. Es lag ein Ausdruck in seinem Blick, den er in geeigneten Momenten hineinzulegen verstand und dessen Macht er vielfach erprobt hatte.

„Carmen, sage mir, womit ich dir den Grad meiner Zuneigung beweisen soll — fordere von mir, was du willst — ich werde die Probe bestehen."

Sie wandte sich ein wenig erschreckt und heiß errötend zur Seite. Im nächsten Augenblick lachte sie schon wieder leichtherzig auf:

„Ich verlange solche Probe nicht, und nun — laß uns bitte von etwas vernünftigem sprechen."

„Himmel!" rief er jetzt ungeduldig und gereizt, und riß sein Pferd herum, daß es sich aufbäumte. Als er es beruhigt hatte, kam er wieder näher.

„Gut also — reden wir von etwas vernünftigem, schöne Kusine, das heißt, nach deiner Auffassung. Apropos — ich wollte dich schon längst danach fragen, wie du eigentlich auf die Idee gekommen bist, Samariterin zu werden. Als ich davon erfuhr, war es bereits geschehen."

„Sollte ich dich etwa vorher um Rat fragen?" neckte sie wieder.

„Hättest du es nur getan," gab er zur Antwort. „Ich würde dir die Idee gründlich ausgeredet haben."

„Wenn es nur genützt hätte!" machte sie, mit den Fingern schwippend.

„Kobold —!" Ein zärtlicher Blick flog über sie hin, und dabei befiel ihn eine plötzliche eifersüchtige Regung.

„Du hast doch nur Frauen gepflegt, Carmen?" fragte er.

„Frauen und Männer," gab sie harmlos zu.

Er pfiff durch die Zähne.

„Ahntest du denn nicht, welcher Gefahr du dich damit aussetztest?"

„Gefahr?" fragte sie verwundert zurück.

Er sah sie bedeutsam an.

„Natürlich, Kind."

Das Blut schoß ihr jetzt in die Wangen. Sie machte eine ungeduldige Bewegung und warf den Kopf stolz in den Nacken. So saß sie vor ihm im Sattel, gesteigert in Schönheit durch ihre selbstbewußte Haltung.

„Ich meine, es wäre ganz gleich, ob Mann oder Frau. Für mich sind beide nur meiner Hilfe und Pflege bedürftige Kranke, sonst nichts."

„Ob aber die Kranken in dir auch nur die Samariterin sehen, möchte ich bezweifeln. Die Männer müssen ja toll werden von deiner Schönheit, Carmen."

Sie runzelte leicht die Stirn.

„Ich trage ein heiliges Kleid, das Respekt erfordert, und im übrigen scheinst du dein eigenes Geschlecht nicht zu kennen. Ich sage dir, Männer sind in ihrer Krankheit meist ungeduldiger und wehleidiger als Frauen; sie haben keine anderen Gedanken, als ihre Schmerzen und keine anderen Wünsche, als so bald wie möglich von ihnen befreit zu werden."

„So? Meinst du? Das klingt wenig schmeichelhaft," bemerkte er.

„Wenn du einmal krank bist, denke an mich."

„Hm," machte er, „um den Preis, von dir gepflegt zu werden, möchte ich schon einmal krank sein wollen. Weißt du auch, daß der bloße Gedanke, du habest diese Gnade anderen Männern zuteil werden lassen, mich rasend eifersüchtig macht? Sieh mich nicht so bitterböse an, Kleine — es gelingt dir doch nicht — dein ganzes Gesicht ist ja eitel Sonnenschein und zum Glück hast du dein „heiliges Kleid" jetzt mit der weltlichen, aber sicher viel kleidsameren Tracht des Reitkleides vertauscht."

„Ob das Schwesternkleid mir steht oder nicht, ist mir vollständig gleichgültig. — Es kommt nur darauf an, welchen Zwecken es dient," wies sie ihn energisch ab.

„So — so," meinte er verschmitzt, „also ganz Welt und Eitelkeit entsagende Nonne! Wer hätte dir das zugetraut! Ich wette, daß dir das Schwesternkleid ebenso bezaubernd steht, wie alles andere — sonst würdest du es nicht anziehen."

Sie zuckte geringschätzig die Achseln und wandte sich zur Seite.

„Jetzt zürnst du mir," sagte er. „Aber das ist besser, als dein Spott vorhin, und eine kleine Strafe mußtest du dafür haben. Ich möchte dich übrigens brennend gern in deiner Schwesterntracht sehen, denn ich kann mir absolut keine Vorstellung davon machen, wie du als barmherzige Samariterin aussehen magst."

„Wie soll ich denn aussehen?" fragte sie, noch immer etwas unmutig. „Vermutlich nicht anders wie sonst."

„Möglich — aber im Ernst, Carmen, du mit deiner lebensfrohen, sonnigen Natur scheinst mir wenig für einen so düsteren Beruf zu passen. Du gehörst der Welt, für die du schon durch deine Geburt bestimmt bist. Dein Wesen, dein Aussehen, dein Stand weisen dir einen Platz an. Glanz, Glück und Freude müssen dich umgeben und nicht menschliches Elend und Siechtum. In solchem Milieu gedeiht eine so kostbare Blume wie du nicht. Es ist nur gut, daß du selbst auch zu dieser Einsicht gekommen bist."

„Wer sagt denn das?" fragte sie erstaunt.

„Dein Bruder Clemens erzählte mir, daß du deine Tätigkeit im Berliner Krankenhause aufgegeben hättest, und du bist ja auch nach Ulmenhorst zurückgekehrt."

„Für einige Zeit allerdings," antwortete sie ihm. „Ich will hier abwarten, bis ich eine neue Stellung gefunden."

„Wie? Du hättest die Absicht, wieder fortzugehen?" rief er jetzt überrascht und erschreckt. „Ich bitte dich Carmen, gib diese Idee auf."

„Ich denke nicht daran. Ich will das Lehrgeld nicht umsonst gezahlt haben und die erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen nicht brach liegen lassen. Sie sollen der leidenden Menschheit zugute kommen. Außerdem kenne ich nichts Höheres und Schöneres als meinen Beruf, und ich will ihn auch praktisch ausüben."

(Fortsetzung folgt.)



Der Raketenwagen auf Rekordfahrt

Mit der Höchstladung von 48 Raketen aus der Bahn geschleudert und zertrümmert.

Hannover. Am Sonnabend nachmittag unternahm Fritz von Opel auf der besonders hergerichteten Versuchsstrecke zwischen Burgwedel und Celle mit dem Opel-Raketenwagen Rak III zwei Leistungsversuche, von denen der erste restlos glückte und eine Stundengeschwindigkeit von 254 Kilometer erbrachte, während der zweite Versuch des Angriffs auf den 333 Kilometer betragenden Schnelligkeits-Weltrekord nicht gelang. Unter riesiger Rauchentwicklung und donnerartigem Getöse kamen zwar die Raketen zur Explosion, aber der Wagen wurde zu gleicher Zeit infolge des übermächtigen Antriebs aus den Schienen geschleudert und auf die Böschung geworfen, wo Rak III demoliert liegen blieb. Personen kamen nicht zu Schaden. Da der wertvolle Versuchswagen völlig in Trümmer gegangen ist, können weitere Expertmente vorerst nicht vorgenommen werden. In den Raketenwagen hatte man eine Katze gesetzt, um den durch die Geschwindigkeit verursachten Druck auf ein Lebewesen auszuprobieren.

Der erste Versuch.

Zum ersten Raketenfahrtversuch kommt die geringste Raketenladung — 12 Raketen — zur Anwendung. Der Wagen bleibt unbemannt. Trotz der großen Gefahr ließ sich die unübersehbare Menschenmenge nur schwer von Polizei und Reichswehr zurückhalten; immer wieder drängen die Schaulustigen gegen die Gleisstrecke vor, um mit Ferngläsern ein Stück von dem Feuerwagen zu erfassen. Gegen 2,35 Uhr gibt Fritz von Opel das Zeichen zum Startschuß. Unbeschreibliche Spannung bemächtigt sich der Tausenden. Mit einem Donnergetöse, fauchend und knallend, eingehüllt in eine riesige Rauchwolke, kommt der Wagen gut ab und saust in rasender Geschwindigkeit über die Strecke. Ein großartiges, ein unbeschreibliches Schauspiel! Nach 250 Metern waren 62 Stundenkilometer, nach weiteren 250 Metern 190 Stundenkilometer und nach 1000 Metern 254 Stundenkilometer erreicht; dann auf je 250 Meter weiter 159,204 und 160 Kilometer.

Die erreichte Höchstgeschwindigkeit betrug also 254 Kilometer, um dann unter der Bremswirkung zweier Vorderraketen, die sich verfrüht gelöst hatten und eine Rauchwolke vor dem Wagen hochtrieben, abzusinken. Eine Rakete hatte sich durch die Erschütterung verlagert, war seitswärts geplatzt und in die Luft gesaust, ohne, Gott sei Dank, Menschen zu verletzen. Nach zwei Kilometern setzten automatisch die Bremsen ein und wirkten die Bremsraketen, so daß der Feuerwagen nach fünf Kilometern zum Stehen kam:

Der Start war geglückt!

Aus der Höhe hatte ein Flugzeug der Technischen Hochschule Hannover die Geschwindigkeiten mit aufgenommen und technische Aufzeichnungen vermerkt. Herr von Opel war im Nu mit seinem Oberingenieur und Herrn Sanders im Auto und sausten zum Feuerwagen, der durch die seitliche Raketenexplosion leicht beschädigt war, im übrigen aber, fest auf den Schienen zum zweiten Start bereit gemacht werden konnte. Der Wagen wurde zunächst von einer Motordraisine an den Startpunkt zurückgefahren und dort eingehend überholt. Die automatischen Zündungen wurden geprüft. Fritz v. Opel macht auf die erhöhte Gefahr bei der Fahrt aufmerksam. Ursprünglich waren eigentlich drei Rennversuche vorgesehen; man verzichtete jetzt auf den Versuch mit einer mittleren Raketenladung und ging gleich zur vierfach verstärkten Höchstladung über: Alle Sekunde sollte nunmehr eine von den 48 geladenen Raketen durch ein automatisch sich betätigendes Uhrwerk zum Abschuß kommen.

Mit diesem Hauptversuch sollte nicht nur der Weltrekord auf einer Schienenbahn mit 215 Kilometer, sondern auch der Weltrekord eines Motorwagens überhaupt, wie er auf besonders hergerichteter Rennstrecke am Strande von Florida mit 333 Kilometer erreicht wurde, überboten werden, und die Höchstgeschwindigkeit eines Fahrzeugs der des Flugzeugs (500 Kilometer!) angenähert werden. Um die Einwirkung der Geschwindigkeitsveränderung auf ein lebendes Wesen festzustellen, wurde ein Katze in einem Käfig in den Rak III gesetzt.

Die Herren von Opel und Sanders setzten selbst die Höchstladung von 48 Raketen ein. Bis ins kleinste wird der Wagen nochmals vor seiner Todesfahrt überprüft. Die leichte Beschädigung durch die Stichflamme der ausgebrochenen Rakete war bedeutungslos. Jetzt fand man erst, daß der Wagen beim ersten Versuch die Bremsraketen, die an der Vorderseite angebracht waren, bei dem Sausetempo verloren hatte; sie wurden an der Strecke unversehrt gefunden; die automatischen Bremsen hatten den Wagen zusammen mit der auf die Schienen aufgetragenen Sandhemmung zum Stoppen gebracht.

Noch weiter als zuvor wird das Publikum von der Versuchsstrecke zurückgedrängt; auch die Presseleute ziehen es vor, sich vor diesem höllischen Weltrekordversuch in Sicherheit zu bringen. Nur einige übermütige Photographen halten in respektvoller Distanz aus; auch die wackeren Radiomänner müssen mit ihrem Mikrophon aus der Schußweite der Raketen gehen. Als letzte verlassen das Gefahrenfeld von Opel und Sanders und lösen Punkt 4,30 Uhr die Spannung durch den Warnungsschuß, dem kurz darauf als Startzeichen der Kanonenschuß folgt.

Aus 20 Meter Entfernung erfolgt die elektrische Zündung, die die Raketenaggregate zur Explosion bringt. Ein ohrenbetäubendes Getöse. Ein Riesenfeuerwerk. Raketen sausen links und rechts in der Luft herum — doch

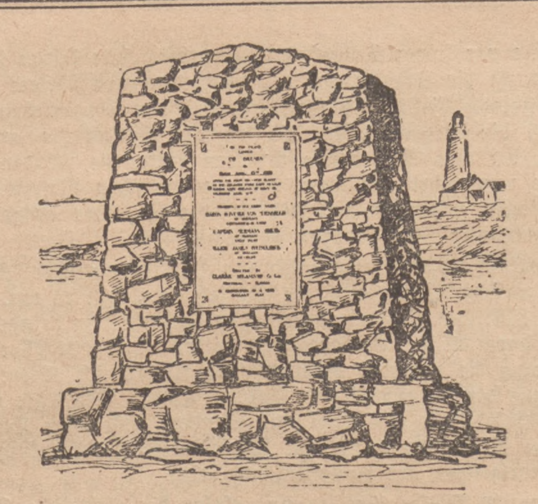
wo bleibt der Wagen?

Der Wagen ist 250 Meter hinter dem Start unter furchtbarer Detonation entgleist. Eine mächtige Feuergabe steigt zum Himmel. Der Wagen fliegt empor und landet nach wenigen Metern schwer beschädigt an der Eisenbahnböschung. Gleich nach der ersten Zündung flog eine Garbe von weißen Rauchstrahlen nach allen Richtungen in die Luft. Es war eine Bremsrakete, die erst nach 2000 Metern in Tätigkeit treten sollte. Wahrscheinlich ist eine Fehlschaltung erfolgt. Die restliche Ladung brannte an der Böschung aus, und als sich der Pulverdampf verzog, sah man das Wrack im Grase am Eisenbahndamm liegen. Der Menschen in der Nähe bemächtigte sich eine Panik. Die Warnung Fritz von Opels hatte bewirkt, daß alles in rasendem Lauf sich soweit als möglich von der Stätte der Katastrophe entfernte; fürchtete doch jeder, daß weitere Explosionen erfolgen könnten.

Der Start war nicht geglückt: Rak III nicht vom Platze weggekommen. Der übernatürliche Antrieb hat den Wagen aus den Schienen gehoben und seitwärts auf die Böschung geschleudert, wo er am Bahndamm mit samt der Katze in Trümmern liegt.

„Eiszeit in Europa"

Wenn die Pläne des amerikanischen Ingenieurs Slater Wirklichkeit werden, dann werden wir in Europa auch im Sommer den dicken Winterpelz anbehalten müssen. Dann werden wir überhaupt keinen Sommer mehr haben. Europa würde erstarren, verhungern! Ingenieur Slater, den niemand als Phantasten hinzustellen wagt, hat Jahre seines Lebens der Idee geopfert, den Golfstrom, diesen Wärmespender, von seinem derzeitig auch an die Gestade Europas führenden Weg abzulenken und ihn für Amerika zu monopolisieren. Die Bahamainseln, nordöstlich Florida und Kuba vorgelagert, sind zweifelsohne der Grund, warum der von dieser Eilandgruppe zurückgeworfene Golfstrom bei seinem zweiten Vorwärtskommen bereits eine Teilung seiner warmen Wassermengen, die da eine Temperatur von durchschnittlich 28.3 Celsiusgrad aufweisen, durchführt. Der in der Richtung der nordamerikanischen Küste gegen Labrador verharrende Teil des Stromes ist nicht mächtig und tief genug, um nicht doch in 42 Grad nördlicher Breite nur noch eine Höchstwärme von 14,2 Celsiusgrad zu besitzen. Zu wenig, um besonderen Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse Kanadas, Labradors auszuüben. Slater will nun diese für Europa so günstige Brechwirkung der Bahamainseln vermeiden. Er will eine gewaltige Mauer bauen. 47 Kilometer lang, 5 Meter dick und je nach Meerestiefe zwischen 370 und 5055 Meter tief. Zwischen Florida und Kuba soll dieser Damm entstehen. In einen nur zwei Kilometer breiten Kanal will Slater die durch die Wehrmauer gestauten Ströme quer durch die Halbinsel Florida pressen, so, daß sie wieder schußartig sich in den Atlantik ergießen, in der Richtung der Kanalmündung, parallel der amerikanischen Küste. So würde der Golfstrom auf die Temperaturen Neuschottlands, Neufundlands und Labradors bedeutenden Einfluß gewinnen. So phantastisch Slaters Idee auch anmuten mag, undurchführbar ist sie keineswegs. Die Verwirklichung seiner Pläne würde aber einen Heiligen Krieg der Alten und der Neuen Welt um den Golfstrom zur Folge haben, einen Kampf bis aufs Messer, aus welchem Grunde allein schon der Gedanke des Ingenieurs Slater niemals realisiert werden kann.



Denkmal für die „Bremen"-Flieger auf Greenly Island

An der Stelle, an der die „Bremen" landete, wird zur Erinnerung an den Ozeanflug von der Clarke Steamship Co., Montreal dieses Denkmal errichtet.

Drahtlose Wellen erhalten die Milch frisch

Ein neues Verfahren schützt die Milch für mindestens vier Tage vor dem Sauerwerden.

Ein neues Verfahren zur Frischerhaltung von Milch, das sowohl für unsere Ernährung wie auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus von außerordentlicher Bedeutung ist, hat der Chemiker an der Universität Wien, Dr. Seidel, gefunden. Dieses Verfahren, das auf der Verwendung drahtloser Wellen zur Frischerhaltung von Milch beruht, wird morgen erstmals von der Heller-A.-G. in den Räumen der Milchlieferungsgesellschaft der Oeffentlichkeit vorgeführt werden.

Dr. Seidel arbeitet schon seit längerer Zeit an diesem neuen Verfahren und wird dabei auch von den öffentlichen Körperschaften unterstützt. Das preußische Landwirtschaftsministerium sowohl wie auch das Reichsgesundheitsamt und das Gesundheitsamt der Stadt Berlin wenden neben zahlreichen anderen amtlichen Stellen dem neuen Verfahren stärkste Aufmerksamkeit zu. Bisher wird die Frischerhaltung der Milch bekanntlich mittels des sogenannten Pasteurisierungsverfahrens durchgeführt, wodurch sich die Milch etwa 10 bis 12 Stunden frisch hält. Trotz des Pasteurisierungsverfahrens rechnet man in Fachkreisen damit, daß oft etwa 40 Prozent der Kindermilch und 20 Prozent der Magermilch sauer werden und der Landwirtschaft zu anderen Zwecken wieder zugeführt werden müssen. Dr. Seidel erklärt nun, daß durch seine Methode nicht 1 Prozent der Milch schlecht würde. Sein Verfahren gewährleiste vielmehr eine Frischerhaltung der Milch ohne Kühlung für vier Tage, und wenn die Milch kühl aufbewahrt würde, für 14 Tage bis drei Wochen, in den besonderen Einrichtungen der großen Molkereien sogar für vier Wochen.

Zur Einführung der Methode Dr. Seidels in der gesamten Milchwirtschaft ist keine Anschaffung einer neuen Apparatur notwendig, vielmehr braucht die entsprechende Einrichtung nur in die gleichen Apparate eingebaut zu werden, die jetzt in den Molkereien zur Behandlung der Milch benutzt werden. Die eingebaute Vorrichtung erzeugt durch elektrische Kraft Wellen, die keimtötend auf die Milch wirken. Darüber hinaus gibt es auch Apparate, die die neue elektrische Vorrichtung gleich besitzen. Durch die neue Erfindung wird es in Zukunft nicht nur möglich sein, der Milchwirtschaft im besonderen und dadurch auch der Landwirtschaft im allgemeinen große Werte zu erhalten und die menschliche Nahrung zu fördern, sondern auch einen Milchexport in Länder durchzuführen, die an diesem Nährmittel arm sind.

Urmenschen als Jagdkünstler

Die kleinen Steinsplitter, die die Vorgeschichte als Pfeilspitzen erkannt hat, erscheinen uns so schwache und unwirksame Waffen, daß wir uns kaum vorstellen können, wie der Urmensch mit ihnen gejagt und große Tiere erlegt hat. Als Erklärung führt Dr. L. Franz in einem Aufsatz der Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau" die außerordentliche Geschicklichkeit an, die wir bei den vorgeschichtlichen Menschen voraussetzen dürfen. Auch heute noch beobachten wir an Völkern, die auf sehr niedriger Kulturstufe stehen, wie z. B. den Weddas, daß sie mit ihren winzigen Pfeilspitzen aus Stein sogar Elefanten erlegen. Die größten Tiere werden durch geschickt angebrachte Lungenschüsse getötet, während kleineren Tieren der Pfeil durch und durch gejagt wird. Die Weddas legen sich dabei auf den Rücken, halten den Bogen mit den Füßen und spannen mit beiden Händen die Sehne, so daß das Geschoß dadurch eine große Kraft erhält. Die gleiche Jagdfertigkeit dürfen wir auch beim vorgeschichtlichen Menschen voraussetzen. Die große Wirksamkeit seiner kleinen steinernen Pfeilspitzen wird durch verschiedene interessante Funde erwiesen. So fand man auf der dänischen Insel Fünen ein Skelett von einem Auerochsen, in dessen Rippen kleine steinerne Pfeilspitzen abgebrochen waren. Der Jäger aus der jüngeren Steinzeit war also imstande gewesen, mit dem Pfeil das dichte Fell des Tieres zu durchdringen; dabei hatte er sich sogenannter querschneidiger Spitzen bedient, deren wirksames Ende eine Langkante bildet, also eines Geschosses, das uns besonders ungeeignet erscheint. In einer französischen Höhle, der von Tourasse bei Saint Martory, stieß man auf Skelettreste eines steinzeitlichen Menschen, in dessen Lendenwirbel eine Pfeilspitze steckte; diese war von vorn, durch den Bauch einen Zentimeter tief in den Wirbel eingedrungen und muß die Eingeweide schwer verletzt haben. In dem Wirbel eines Hirsches, der bei Montfort in Frankreich ausgegraben wurde, stak eine Feuersteinlamelle, die den ganzen Körper des Wirbels durchdrungen, also das Rückenmark getroffen hatte. In dem Unterkiefer eines steinzeitlichen Menschen, der in der Liszkova-Höhle bei Rosenberg in dem früher ungarischen Komitat Liptau gefunden wurde, befand sich eine ganz kleine Pfeilspitze aus Feuerstein, die mit solcher Gewalt in den Knochen gedrungen war, daß sie der Verwundete nicht mehr entfernen konnte. Aus diesen Beispielen, die sich noch vermehren ließen, geht hervor, wie vortrefflich der Vorzeitmensch seine Waffen zu handhaben wußte. Die Wirkung mag vielfach noch durch Pfeilgifte erhöht worden sein, obgleich sich dafür keine unmittelbaren Belege finden.

Die Katzen behaupten im Rattenkrieg das Feld

Die Delegierten des zur Zeit in Paris tagenden Internationalen Kongresses, der soeben den Ratten den Vernichtungskrieg erklärt hat, besuchten zum Abschluß ihrer Zusammenkunft zu Studienzwecken auch Le Havre. Diese Hafenstadt wird von der Rattenplage besonders stark heimgesucht. Bei dieser Gelegenheit statteten sechsundsiebzig Gelehrte des Kongresses dem Postdampfer „Pari" einen Besuch ab und benützten die Gelegenheit, den Kapitän über die besten wissenschaftlichen Methoden zu belehren, durch deren Anwendung er sein Schiff rattenfrei machen könnte. Der Kapitän dankte verbindlichst für den Rat, bemerkte aber gleichzeitig, daß er bei der Rattenbekämpfung noch immer mit den Katzen die besten Erfahrungen gemacht habe. Auf dem der Besichtigung folgenden Festessen an Bord bestätigte der japanische Delegierte die Zuverlässigkeit der von dem Kapitän gelobten Tiere. In den meisten japanischen Städten stehen, wie er ausführte, hundert Häusern achtzig Katzen zur Verfügung, die sich im Kampf gegen die Ratten so bewähren, daß von einer Rattenplage in Japan nicht gesprochen werden kann. Der Delegierte ist der Ansicht, daß die Verwendung von Katzen sich auch in anderen Ländern wirksamer erweisen wird als die übrigen auf dem Kongreß empfohlenen Mittel zur Bekämpfung der Rattenplage.

Verjüngung durch Radiergummi

In Kowno soll es, wenn man den dortigen Reportern Glauben schenken will, kein Mädchen über 20 Jahre geben. Nun liegt dies keineswegs daran, daß die Kownoerinnen etwa ausnahmslos in jungen Jahren heiraten. Vielmehr pflegen die Kownoer jungen Damen vom 20. Lenz an, das peinliche Datum in ihrem Paß „ganz zufällig mit Tintezu begießen". Aber etwas Schlimmeres ist kürzlich Fräulein Dominika L. widerfahren. Sie hat sich nämlich nicht damit begnügt, sich in die Tinte zu setzen, sondern sich vermittels eines Radiergummis ohne Voronoff und Steinach um ganze acht Jahre verjüngt. Dies ging der Polizei zu weit. Sie überantwortete die also Verjüngte dem Kownoer Gericht, welches die Missetäterin wegen Urkundenfälschung verurteilte. Es gibt noch Richter in Litauen!